Epilog.

Aus allem, was wir bisher von Willigis berichteten, ergiebt sich ein typisches Bild nicht nur von dem Lebensgang und Wirken, sondern auch von den persönlichen Interessen und Anschauungen eines Reichsbischofs der sächsischen Kaiserzeit. Selbst die religiösen Vorstellungen, in denen er lebte, die sittlichen Begriffe, nach denen er handelte, die Auffassung von den Pflichten des bischöflichen Amtes, die ihn beseelte, die politischen Ideen, von denen er sich bei seiner Thätigkeit im Dienste des Reiches leiten liefs, waren allem Anschein nach nicht etwas ihm besonders Eigentümliches, sondern Anschauungen des Standes, des Volkes und des Zeitalters, dem er angehörte. Nicht eine besonders eigenartige, sondern ein besonders hohes Mafs einer oft anzutreffenden Begabung, ein besonders kräftig entwickeltes Geschick zu den Geschäften der Staatsleitung und zu den Künsten der Verhandlung, gepaart mit einer besonders starken Energie und Zähigkeit in der Verfolgung allgemein anerkannter Ziele war es, das ihn auf den Stuhl des heiligen Bonifaz geführt und 36 Jahre hindurch von diesem aus mit Glück im Reich, in der Kirche und in seiner Herrschaft hat wirken lassen.

Es ist also schwerlich nur Schuld der mangelhaften Überlieferung, dafs uns so wenig individuelle Züge von seinem Wesen und Wirken bekannt sind. Würde heute durch einen glücklichen Zufall noch eine ausführliche vita Willigisi entdeckt, so würde zwar unser Wissen durch manche bedeutungsvolle Einzelheit über seinen Lebens- und Bildungsgang bereichert werden, aber das von seiner Persönlichkeit selbst gewonnene Bild sich nur unwesentlich verschieben: Das Zeitalter war der Ausbildung ausgeprägter Individualitäten nicht günstig. Auch ging die Wiedergabe des wirklichen persönlichen Lebens in allen Nüancen seiner konkreten Eigentümlichkeit über das Vermögen und die schriftstellerische Absicht der schreibenden Mönche und Nonnen: sie wollten keine Menschen von Fleisch und Blut schildern, son-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dern, wie der ungenannte Lobredner des Willigis, Heilige und Tugendmuster, nicht Geschichte schreiben, sondern erbauen. —

Je kleiner aber die Zahl der konkreten Einzelzüge ist, die uns die Überlieferung über Willigis bietet, um so mehr verdienen dieselben Beachtung.

Wie Thietmar berichtet, vergafs der Erzbischof nach Art gewöhnlicher Emporkömmlinge nicht diejenigen, welche ihm den Weg von der Bauernhütte in die königliche Kapelle und von der königlichen Kapelle auf den ersten Erzstuhl des Reiches gebahnt hatten. Als sein Pflegevater Volkold von Meifsen von den Tschechen vertrieben wurde, nahm er ihn mit den höchsten Ehren in Erfurt auf[1]. Gleich dankbar zeigte er sich gegenüber dem Kaiserhause. In einer Zeit, in der politischer Gesinnungswechsel nichts Seltenes[2] und Meineid etwas Alltägliches war[3], in der die Bischöfe sich ebensowenig durch Treue gegen die Dynastie auszeichneten, wie die Laiengrofsen, hielt er unentwegt fest an dem rechtmäfsigen König. Es ist nur ein anderer Ausdruck derselben Gesinnung, wenn er in dem Aschaffenburger Schulrecht die Fürsorge für die armen Schüler den Oberen besonders einschärft[4], wenn er armer, aber begabter Jünglinge — wie des Verfassers der kleinen Lobrede — sich väterlich annahm[5]. Auch hier hat, wie so oft, die Sage die Rolle eines Anwalts der Gerechtigkeit übernommen. Wenn später die Bettelmönche, freilich ohne jede sichere Kunde von ihm, auf den Kanzeln erzählten, er habe, um seiner Herkunft immer eingedenk zu bleiben, die Wände seines Betgemachs mit Rädern bemalen und dazu die Inschrift anbringen lassen: Willigis, Willigis, gedencke, wanne du kommen bis, so ward zu Nutz und Frommen vieler Geschlechter ein wirklich ihm eigener Charakterzug gebührend verherrlicht. Solche dankbare Gesinnung ist stets der Ausfluſs eines treuen, beständigen Gemüts. „Was er versprach," rühmt der Ungenannte, „das hielt er. Die Wohlthaten, die er spendete, waren für den Empfänger ein sicherer Besitz. Gleich als ob derselbe daran einen Erbanspruch hätte, konnte er sich ihrer erfreuen. Denn er war heute derselbe wie gestern[7]; so gleichmäfsig wie der Ausdruck seines Gesichts, so

---

[1] Thiet. IV, 6 (5).

[2] Lamprecht II S. 182.

[3] cf. z. B. die Klage im Hofrecht des Burchard über die periuria in der Wormser familia, die keineswegs verkommener war, als der Durchschnitt der Bevölkerung. Constit. Imper. I, S. 641 § 12.

[4] cf. oben Kap. III, Abschnitt 2.

[5] S. S. XV, 744, cap. III. Remunerator certissimus reddat illi cum magnifica pietate magnificam partem misericordiae mihimet impensae. Insuper dignetur misericorditer reddere quod paterno more omnibus suis volebat fidus atque benevolus esse.

[6] Euler S. 6.

[7] S. 745 Z. 3.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gleichmäfsig war auch sein Verhalten[1].“ Freilich artete die Beständigkeit je und dann wohl auch bei ihm in Starrsinn aus. Auch kam es wohl vor, dafs er, wenn sich ihm etwas in den Weg stellte, jäh aufbrauste[2]. Wortkarg[3], streng gegen andere, wie gegen sich selbst[4], zäh in seinen Anschauungen, wie in seinem Handeln, war er so recht ein Typus des Stammes, dem er entsprofs. Männer dieses Schlages werden mehr geachtet, als geliebt. Thangmar[5] und der Ungenannte[6] übertreiben wohl nicht, wenn sie berichten, dafs man ihn fürchtete.

Auf die Zeitgenossen machte seine Persönlichkeit, wie sein Glück einen tiefen Eindruck. Seine wunderbaren Lebensschicksale gaben schon bei seinen Lebzeiten in seiner Heimat Anstofs zur Sagenbildung. Wunderbare Vorzeichen hatten, erzählte man, schon frühe auf seine hohe Bestimmung hingedeutet. Als seine Mutter mit ihm schwanger ging, träumte ihr, dafs eine Sonne aus ihrem Schofse leuchte und mit ihren Strahlen die ganze Erde erfülle, und in der Nacht, da sie das Kind gebar, warfen gleichzeitig sämtliche Stuten, die sie im Hause hatte, junge Hengste[7]. Thietmar von Merseburg, der uns dies berichtet, fügt erklärend hinzu: Das Kind, das damals geboren wurde, sei eine Sonne gewesen, die durch die Strahlen ihrer heiligen Predigt die Herzen vieler in der Liebe zu Christo Erstarrten erleuchtet, und ein Mann Gottes, der zum Heile des ganzen Vaterlandes nach höchster Vorherbestimmung „regiert“ habe. Man sieht: er bewundert in ihm nicht nur den Staatsmann, sondern auch den Bischof und Priester. Wichtiger als diese Anerkennung ist die Thatsache, dafs gerade die tüchtigsten Bischöfe der jüngeren Generation an seinem Hofe aufwuchsen oder in die geistliche Laufbahn eintraten. Ich erinnere nur an Burchard von Worms und Bernward von Hildesheim. Solche Schüler sind ein glänzenderes Zeugnis für sein Wesen und Wirken als alle Lobsprüche der zeitgenössischen Schriftsteller.

Was sein Äufseres anlangt, so vermögen wir uns davon kein deutliches Bild zu machen. Wenn wirklich der kleine, heute noch in St. Stephan in Mainz gezeigte Schädel[8] von ihm herrührt, so hätte man ihn sich — dürfte man den Körper in

---

[1] S. 744 Z. 13.

[2] V. Bern. cap. 13 S. 764 Z. 17; cap. 18 S. 767 Z. 12; cap. 33 S. 773 Z. 21 und öfter. Auch der Ungenannte deutet dies an, cap. 4, S. 745 Z. 34.

[3] S. S. XV, S. 744 Z. 12 parcus verborum.

[4] a. a. O. S. 745 Z. 6. Erat severus exterius, sed dulcis et mitis intrinsecus.

[5] V. Bern. cap. 13 S. 764 Z. 17; cap. 20 S. 768 Z. 9 und öfter.

[6] a. a. O. S. 745 Z. 10. Gravitas morum terrorem fecit sine dubio maximum, quem proprii et extranei habebant timendo et amando venerari. Timor enim talis amatoribus virtutis causa constabat amoris.

[7] Thiet. III, 5 (3).

[8] Falk a. a. O. S. 401 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den entsprechenden Maſsen denken —, wie seinen Schüler Bernward von Hildesheim[1], als einen Mann von kleiner Statur vorzustellen. Auf den Münzen, die sich von ihm erhalten haben, nimmt das Bild des Münzherrn einen so kleinen Raum ein, und ist das Gepräge so undeutlich, daſs — auch wenn man von der Kunstfertigkeit jener Zeiten Porträtähnlichkeit erwarten dürfte — eine Anschauung von seinen Gesichtszügen sich nicht gewinnen läſst. Das ist auch auf Grund des Siegelbildes nicht möglich, das der Mainzer Weihbischof Würdtwein nach einem angeblich echten Willigissiegel hat in Kupfer stechen lassen[2]. Auch wenn alle Bedenken, die gegen die Echtheit dieses Siegels sprechen, sich beschwichtigen lieſsen, auch wenn man das darauf befindliche Bild wirklich für ein Bild des Willigis halten und bei dem Verfertiger des Petschaftes schon ein Auge für die Eigentümlichkeiten menschlicher Physiognomien und eine gewisse Treffsicherheit voraussetzen dürfte, würde der Würdtweinsche Stich wegen seiner markanten und charaktervollen Züge höchst verdächtig bleiben: allem Anscheine nach hat der Stecher, der in der Zeit der physiognomischen Fragmente lebte[3], der Versuchung nicht widerstehen können, die dürftigen Umrisse, die ihm sein Vorbild bot, durch selbsterfundene Züge zu bereichern.

Wie mehrere der gleichzeitig mit ihm amtierenden Bischöfe wird auch Willigis noch heute, wenigstens in Mainz, kirchlich verehrt[4]. Schon der libellus de Willigisi consuetudinibus zeigt, wie sich in der Phantasie eines dankbaren Schülers das Bild des Geschiedenen mit dem Glorienschein der Heiligkeit umwob. Aber zu einer Erhebung seiner Gebeine kam es erst viel später und aus ganz anderem Anlaſs. Um die Zugkraft der von ihm wiederhergestellten Stephanskirche zu erhöhen, betrieb um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein Propst, namens Hartmann, aufs

---

[1] V. Bern. cap. 5 redet von seinem corpusculum.

[2] Nov. Sub. I, S. XIV ff. Beilage no. 1. Wenn auch nicht zu bezweifeln ist, daſs Willigis ein eigenes Siegel führte (cf. das Synodalprotokoll bei Guden I, S. 357), so ist doch sehr fraglich, ob das von Würdtwein entdeckte echt ist. Die Urkunde, an der es sich angeblich befand, ist verschollen; aber eine sehr alte Abschrift davon hat sich erhalten (Beyer, Mittelrhein. U. B. I, 337). Danach war das Diplom gar nicht im Auftrage des Willigis ausgestellt. Auch fehlt im Texte der übliche Hinweis auf den Siegelbefehl. Wie mich dünkt, handelt es sich in dem D. um nichts weiter, als um eine einfache notitia über die von Willigis vorgenommene Abgrenzung der Mörschbacher Terminei. Man hat darum allen Grund zu fragen, ob es überhaupt je besiegelt war. Allerdings wies nach Würdtwein vielerlei an dem alten Siegel auf ein hohes Alter hin. Aber das schlieſst den Verdacht, daſs er sich durch eine Fälschung düpieren lieſs, nicht aus. Ein Kenner und Sammler, der über die Eigentümlichkeiten alter Siegel wohl unterrichtet war, könnte sich des Betrugs schuldig gemacht haben. Dergleichen Unredlichkeiten waren unter den Antiquaren zu Würdtweins Zeit keine Seltenheit.

[3] Der erste Band der Subsidia erschien 1781.

[4] Falk a. a. O. S. 95 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eifrigste die Heiligsprechung des grofsen Erzbischofs[1]. Aber in den Unruhen, die in Mainz zur Ermordung des Erzbischofs Arnold führten, kam die Angelegenheit ins Stocken. Zwar wurden die Gebeine des Willigis feierlich erhoben[2], aber kanonisiert wurde er nicht: selbst im Mainzer Erzstift wurde seine Verehrung erst im 17. Jahrhundert auf Betrieb zweier gelehrter Domherren allgemein eingeführt[3].

Je mehr der Lebende die Gunst des Glücks genossen hatte, um so mehr erfuhr der Tote die Ironie des Schicksals. Während sein Schüler und Gegner Bernward einzig und allein, weil er in Thangmar einen so geschickten Advokaten und Biographen gefunden hat, heute in der ganzen katholischen Christenheit als Heiliger und Nothelfer verehrt wird, ist er nur ein, jetzt halbvergessener, Lokalheiliger geworden und auch das nicht, weil er im Gedächtnis der Mainzer als ein Grofser des Herrn fortlebte, sondern nur, weil ein findiger Dompropst in der Erhebung seiner Gebeine eine gute Reklame zur Steigerung der Einnahmen des Stephansstiftes erblickte.

---

[1] Wattenbach II S. 407. Guerrier, Officium Willigisi, Einleitung.

[2] Das Jahr ist unbekannt. Als Datum giebt das epithaphium Willigisi den Matthäustag (21. Sept.) an.

[3] Falk a. a. O. S. 400 f. Jetzt wird Willigis nur noch im Mainzer und Limburger Sprengel verehrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf